

**Hören und Fühlen:
Wie liturgiefähig sind postpostmoderne Menschen?**

*Schweizerischer Pfarrer*innentag Basel, 11. Mai 2019*

Michael Meyer-Blanck

1. Nach der Postmoderne

Jedes Ding hat einmal ein Ende – selbst die so genannte Postmoderne – obwohl diese rein logisch gesehen niemals enden kann. Die Postmoderne ist jene Epoche, in der die modernen Prinzipien – Aufklärung, Kritik und die Zurückführung von Orientierungen einschließlich von Gefühlen, auf vernünftig einzusehende Gründe – ihre alleinige Geltung verloren haben. Die Postmoderne der 1990er Jahre relativierte das Vernünftige zugunsten des Spielerischen und Mehrdeutigen, ja auch des Irrationalen. Wahr ist, was das Feuer der rationalen Kritik übersteht – so lautete das Credo der Moderne; wahr ist, was gerade passt – so das Credo der Postmoderne. Inzwischen könnte man, *nach* der Postmoderne, feststellen: Wahr ist, was digital performiert werden kann. Die Vernunft der Aufklärung und das ästhetische Spiel der Postmoderne bleiben erhalten; aber neu hinzu kommen in der Gegenwart die Flüchtigkeit und die Datenabhängigkeit aller Einsicht und Plausibilität. Wahr ist, was Datengestalt gewinnt.

Mehr und mehr wächst die Phantasie, menschliche Intelligenz lasse sich durch Datenverarbeitung substituieren. Man spricht, teils metaphorisch, teils aber auch buchstäblich von der so genannten „Künstlichen Intelligenz“. Was wird aus dem menschlichen Selbstverständnis, wenn nicht nur die Datenspeicherung, sondern auch die Daten*interpretation* ebenso gut, wenn nicht besser, von Maschinen geleistet werden kann, wenn etwa Geräte Depressionen diagnostizieren und Roboter Aufgaben in der Altenpflege übernehmen? Wird es einstmals künstlichen Smalltalk, künstliche Diakonie und künstliche Seelsorge geben? Mein Beruf des Hochschullehrers ist schon kräftig dabei, durch „E-Learning“ ergänzt, wenn nicht substituiert zu werden.

Nun ist das Prophezeien schwierig, wenn es sich auf die Zukunft bezieht und ich will mich an der Produktion von geisteswissenschaftlicher „Science-Fiction“ à la „Homo Deus“ (HARARI) nicht beteiligen. Keiner weiß, was in 30, was in 60 Jahren sein wird. Aber eins weiß ich: Die Fragen nach der Bildung von Sinn, nach dem eigentlich Menschlichen und nach dem digital Substituierbaren, sie beschäftigt uns *jetzt*. Wird uns die Moderne digital überrollen, so dass das menschliche Denken und Empfinden ersetzbar und steuerbar wird? Ist der Sinn nicht nur pluriform, wie die Postmoderne meinte, sondern sind Sinn und Verstehen eine bloße Illusion, während in Wirklichkeit alles von den Daten und ihrer Logik bestimmt wird – ist das die Erfüllung des Satzes „εν αρχη ην ο λογος“ (Joh 1,1)?

Noch einmal: Was aus der Digitalisierung wird, weiß keiner, aber jeder spürt, dass uns das Thema gegenwärtig nicht mehr loslässt. Es geht um die alte Frage, die schon Immanuel Kant in der Einleitung zu seiner Logikvorlesung formulierte: „Was ist der Mensch?“ (Weischedel-Ausg. Bd. VI, 448).

Wenn wir die Fragen beantworten wollen, die uns heute hier in Basel zusammengeführt haben: „Wie liturgiefähig ist der gegenwärtige Mensch?“ und „Wie offen ist er für das sakramentale Denken und Empfinden?“, dann sind diese Überlegungen von grundlegender Bedeutung. Der feiernde, der hörende und fühlende Mensch ist kein anderer als der junge Mann und die junge Frau, die sich tagtäglich über Daten mit anderen und über sich selbst verständigen. Bevor wir darum über das Abendmahl, speziell im evangelisch-reformierten Kontext, sprechen, müssen wir zunächst die kulturellen Rahmenbedingungen bedenken. Aber keine Angst jetzt vor kulturtheoretischen Allgemeinplätzen – ich fasse mich kurz und bei allem sind Gottesdienst und Abendmahl immer schon präsent.

2. Digitalisierung, Symbol und Liturgie

Ich möchte mich jetzt ausdrücklich *nicht* mit Gottesdiensten und Gebeten im Internet beschäftigen (dazu s. MEYER-BLANCK 2019, 393-401), sondern grundsätzlich mit der Frage, wie der digitalisierungsgewöhnte Mensch auf Ritus und Sakrament, auf das Geheimnis des christlichen Gottesdienstes reagiert. Am Anfang steht meine These:

2.1 *Die Digitalisierung führt zur intensiveren Wahrnehmung der analogen Mitteilung und Darstellung und zum Bewusstsein des Unterschieds zur digitalen Kommunikation.*

Gerade die Gewöhnung an den digitalen Umgang schärft die Notwendigkeit analoger Kommunikation ein. Es gibt Dinge, die kann man nur unter leiblicher Kopräsenz besprechen und klären, oder, so die Regel aus dem Management der Deutschen Telekom: Schwierige Mails kann man nur an Leute schreiben, mit denen man schon einmal ein Bier getrunken hat.

Das heißt: Die analoge Kommunikation wird seltener und kostbarer. Niemand käme auf die Idee, ein digitales Fest zur Hochzeit oder zum Geburtstag zu veranstalten. Wenn es um die intensive Darstellung dessen und derer geht, die unser Leben ausmachen, haben wir eine Sehnsucht nach leiblicher Kopräsenz. Eine Nachricht, besser: ein handgeschriebener Brief ist gut, aber das gegenseitige In-den-Arm-Nehmen und Feiern ist besser – abgesehen davon, dass Essen und Trinken weder digital zu ersetzen sind noch schmecken. Wer feiert, wer isst und trinkt, braucht andere Menschen – und es gibt kaum einen stärkeren Ausdruck von sozialer Verwahrlosung auf hohem Niveau als das Sandwich beim Mailschreiben (um von gelegentlichem eigenem Fehlverhalten zu reden). Mindestens das Unwohlsein dabei spricht für das verbreitete Bewusstsein für den Wert analoger Kommunikation. Daraus ergibt sich eine zweite These:

2.2 *Die Digitalisierung fördert das Bewusstsein für die Herausforderung des Menschen, sich selbst als eigenverantwortliches und sinnbildendes Wesen zu begreifen. In der Bildung von Sinn, von Verstehen und Selbstverstehen ist der Mensch nicht vertretbar.*

Gerade weil ich ein leibliches Wesen bin, bin ich meine eigene Leiblichkeit nur in meinem geistigen Verhältnis zu meinem Leib. Ich freue mich, bin aufgeregt, niedergeschlagen oder besonders wach – als mein Körper, in meinem Körper – aber mit meinem Geist, denn „der Geist ist's, der lebendig macht“ (Joh 6,63): Ich bin ich in einem denkenden Leib. Das Eigentliche des Selbst- und Weltverhältnisses ist nicht digital zu ersetzen. Ein Schachcomputer bleibt eine Maschine. Denken, Lieben und Feiern kann man nur leiblich. Sinn ist keine Information; Sinn gibt es nur im Modus der Inkarnation.

2.3 *Der spätmoderne Mensch ist sinnbedürftig und in extremer Weise körperbewusst. Damit verbunden ist auch ein verstärktes Symbolbewusstsein. Die Spätmoderne verbraucht Symbole und schafft dabei zugleich eine Sehnsucht nach verkörperter Bedeutung und bedeutungsvoller Körperlichkeit.*

Das Abendmahl ist zeichenhafte, symbolische und rituell wiederholende Kommunikation. Dabei wird ein an sich unspektakuläres Handeln unter der Prämisse wiederholt, dass sich darin nicht nur etwas, sondern Gott selbst vernehmen, verstehen und mit allen Sinnen fühlen lässt. Das ist der Sinn von „Anamnesis“ (1 Kor 11,24f.): Gott wird als derjenige geglaubt, der sich im Erinnern der Menschen gegenwärtig setzt. „Anamnesis“ ist kein informationstheoretischer Vorgang, sondern leibbezogene Sinnbildung, performatives Symbol.

Ich möchte nicht in den kulturpessimistischen Chor derjenigen einstimmen, die den spätmodernen Menschen für „nicht mehr symbolfähig“ halten. Das Gegenteil ist nach meiner Einsicht der Fall. Das Symbolbewusstsein ist höher – wenn auch zugleich gilt, dass das symbolische Handeln eingeübt werden muss. Das liegt daran, dass symbolisches Handeln nicht mehr durch fraglose Imitation tradiert wird. Die symbolischen Gestalten sind vielfältig geworden – und damit ist jede einzelne Form ungewohnt. Je pluraler die Formen, desto höher ist der Fremdeheitsgrad gegenüber jeder Form.

Bevor ich das vertiefe, unterbreche ich meinen Vortrag für die erste Diskussionsfrage in Murrelgesprächen: Wie steht es um die *Liturgiefähigkeit* postmoderner Menschen, besonders auch (reformierter) Pfarrerinnen und Pfarrer?

Ich meine, man kann bei der Symbolfähigkeit eine deutliche Entwicklung ausmachen. In der *Vormoderne* wurden Symbol und göttliche Realität einfach identifiziert – denken wir etwa an die spätmittelalterliche Schaufrömmigkeit bei der Elevation. – Seit *Reformation und Aufklärung* wurde das symbolische Handeln relativiert: „Das Fleisch ist zu nichts nütze“ (Joh 6,63) und das Endliche ist nicht in der Lage, das Unendliche zu erfassen, so lauteten maßgebliche Stimmen aus der Schweizer Reformation. – U.a. daraus erwuchs im Laufe der Jahrhunderte die radikale Symbol- und Religionskritik, die man an den Wendungen erkennt: „das ist ja *nur* ein Symbol“ oder „Du musst das eben symbolisch verstehen“. – Die *Postmoderne* nun war jene Zeit, in der man die Symbolkritik gelernt hatte, aber nicht mehr ganz so ernst nahm. Wenn alles „nur“ ein Symbol ist, kann man damit auch unverbindlich spielen und einmal sehen, was mit den Symbolen passiert. Das war die große Zeit der Religion in der Werbung und in der Popmusik vor zwei Jahrzehnten. – In der *Gegenwart* ist das alles nicht vergessen. Aber der sinnbedürftige und leibbewusste Mensch der Post-Postmoderne hat zu alledem ein entspanntes Verhältnis. Er muss nicht mehr lediglich relativieren, kritisieren und spielen. Für ihn fehlt an diesen Modi der Reiz. Vielleicht könnte es ja sein, dass man sich dem symbolischen Ritual einfach aussetzen kann – und dass tatsächlich etwas passiert.

Und vielleicht – jetzt gebe ich mich ganz und gar auf das Gebiet des Hypothetischen und in die Zeit, da das Wünschen noch geholfen hat –, und vielleicht ist ja gerade die reformierte Konfession in besonderer Weise dazu in der Lage, Moderne und Postmoderne aufzunehmen und aufzuheben in eine neue Weise zeichenhaften Handelns und Glaubens. In diesem Sinne versuche ich mich im folgenden Abschnitt an einer produktiven Außenperspektive.

3. Das reformierte Abendmahlsverständnis und seine Chancen in der Zeit nach der Postmoderne

Die reformierte Konfession unterschätzt die liturgische Form, sie ignoriert die Zeichensprachen neben dem Wort und sie hat keinen rechten Sinn für Symbol und Mysterium. Reformierte sind Skeptiker gegenüber dem Feierlichen und Sakramentalen zugunsten von Logos und Ethos. So oder ähnlich lautet ein verbreitetes Urteil.

Ich denke, dass es an der Zeit ist, dieses Urteil zu relativieren oder gar hinter sich zu lassen, und in diesem Sinne verstehe ich auch diesen Tag und die neue Rezeption der liturgischen Theologien von Allmens und van der Leeuws. Vielleicht könnte es ja gerade so sein, dass die reformierte Tradition mit ihrem Symbolverständnis und mit ihrer Zeichenkritik in der Gegenwart besondere Chancen hat, an denen die ritualgewöhnten Lutheraner eher vorbeigehen? Die reformierte symbolische Unruhe könnte zur Quelle eines neuen Verstehens des Abendmahls werden.

Bitte verzeihen Sie mir im Folgenden meinen Redegestus, über die Reformierten so gut Bescheid zu wissen. Es handelt sich im nächsten Abschnitt um drei Fremdzuschreibungen, die produktive Fiktionen sein sollen.

3.1 *Die reformierte Abendmahlstradition hat einen mimetischen Schwerpunkt, der sie für das Geheimnis der Christusbegegnung in der Liturgie besonders geeignet macht.*

Mimesis bedeutet, dass man sich gemeinsam in eine Wirklichkeit hineinspielt, die nicht einfach seinhaft vorgegeben ist oder magisch herbeigeführt wird, sondern die sich im Handeln als zugleich diesem Handeln vorausliegend und als ihm unverfügbar erweist. Das, was wir da tun, entzieht sich letztlich unserer Verfügungsgewalt. Das Mimetische ist aber der Versuch, durch Handeln jene Realität ins Werk zu setzen, die niemals unser Werk sein kann.

Mimesis ist Handeln des nicht Handelbaren, wie es für das Liturgische generell charakteristisch ist. Wir reden in dem Wissen, dass wir eigentlich nicht reden können. Das ist die Ursituation, die schon von den Propheten Jesaja und Jeremia geschildert wird (Jes 6,5; Jer 1,6). Wir teilen Brot und Wein „zu seinem Gedächtnis“ (1 Kor 11,24f.), indem wir wissen, dass unser „Gedächtnis“ sachlich in jeder Weise sekundär ist. In der Mimesis erschließt sich die Evidenz der Christusgeschichte für die Gegenwart. So berichtet es Lukas: Als der Fremde mit den Jüngern am Tisch sitzt, als das Brot gebrochen und gedankt wird, in diesem gemeinsamen Handeln – da werden ihre Augen geöffnet (Lk 24,30f.) und sie erkennen den Auferstandenen. Mimesis macht hören, sehen und fühlen – so die Emmaustradition, das Evangelium am Ostermontag, dem Feiertag der inneren Aneignung des Ostergeheimnisses.

Zwinglis „Aktion und Brauch des Nachtmahls“ von 1525 ist von diesem mimetischen Wissen getragen. Zwinglis Abendmahl ist keine stellvertretend vom Pfarrer vollzogene Handlung oder Wandlung, sondern es ist die gemeinsame „Action“ der Gemeinde. Im gesetzten Zeichen tritt das Mahl Jesu in Erscheinung und ermöglicht Glauben und Gehorsam. Das Tischabendmahl in seinen verschiedenen Formen folgt dieser Logik: Im szenischen Nachempfinden kommt es zum Glauben an die Gegenwart des Auferstandenen. Was mimetisch nachgestellt wird, soll sich im Herzen der Mitfeiernden realisieren. Das ist eine biblische und zugleich eine zutiefst moderne Anschauung, die alle spätere Symbolkritik bereits in sich enthält: Es kommt an auf die geöffneten Augen und auf die gedeuteten Zeichen.

3.2 *Das reformierte Abendmahlsverständnis ist in besonderer Weise symbolbewusst. Diese Sensibilität für den Vorgang des Deutens ermöglicht es, die Verbindung von Symbolkritik und einer „zweiten Naivität“ für das mimetische Handeln fruchtbar zu machen.*

Alles Magische ist den Reformierten fremd. Das Zeichen als solches bewirkt nichts. Denn es steht ja für etwas kategorial anderes, für die Christusrealität – diese soll im Hören und Fühlen, im Glauben und Handeln Wirklichkeit werden. Zeichen deuten auf Gott – wenn sie denn auf Gott hin gedeutet werden können (Vetter). Dabei nimmt die Zeichengestalt dem Zeichenbenutzer nicht die Arbeit ab. Die selbstkritische Frage, ob das Zeichen denn „nur ein Symbol“ sei, kann nicht stillgestellt werden. Die Reformierten werden die Symbolkritik nie los – oder bewusst andersherum gesagt: Reformiert sein heißt, die Symbolkritik immer schon bei sich und hinter sich zu haben. Kritik, so wissen die Reformierten, ist auf die Dauer unproduktiv und ermüdend – es sei denn, Kritik führt zu dem Versuch neuen eigenen Verstehens, also zu jenem Modus, der in der Zeichentheorie als „abduktiv“ bezeichnet wird – im Gegensatz zu gesicherten deduktiven oder induktiven Herleitungen. Wenn sich die Kritik erschöpft hat, fasst sie Mut zu eigenen Schlussfolgerungen.

3.3 *Das reformierte „significat“ bedeutet richtig verstanden nicht die Relativierung oder gar die Missachtung des Zeichens, sondern es verweist auf den semiotischen Grundsatz, dass es Zeichen nur in Zeichenprozessen gibt. Erst mimetisch wird das Zeichen für die Glaubenden zur sakramentalen Realität.*

Das einschränkende „nur im Zeichenprozess“ impliziert positiv: Die Bedeutung des Abendmahls erschließt sich mimetisch im glaubenden Handeln. Die Bedeutung liegt nicht fest, sondern sie hat die Gestalt des Ereignisses. Es ist jene Wirklichkeit, die theatertheoretisch und kulturwissenschaftlich „performativ“ genannt wird. „In, mit und unter“ den Zeichen von Brot und Wein, so die lutherische Konkordienformel (FC SD VII, BSLK 984,8ff.), wird die Christusrealität erfahren.

Der Gedanke des Performativen ermöglicht es, die historischen Differenzen zwischen Lutheranern und Reformierten hinter sich zu lassen. Wir sehen nicht mehr auf die isolierten Elemente, sondern auf das Christusereignis in, mit und unter dem Mahl – und wir folgen damit der eucharistischen Tradition der Alten Kirche. Nicht nur in den Elementen Brot und Wein ist Christus gegenwärtig, sondern auch im gemeinsamen Handeln des Gedenkens und Dankens, des Hörens und Fühlens, der Mimesis und ihrer Deutung. Dabei kann das mimetische Element der Reformierten besonders hilfreich sein: Wir spielen uns selbst in unseren Glauben hinein, von dem wir herkommen, der uns aber zugleich immer kategorial vorausliegt.

Das reformierte „significat“ ist also unter zeichentheoretischer und performativer Perspektive keine Relativierung der Sakramentalität des Mahls und der Christuspräsenz. Das Gegenteil ist richtig: Das reformierte „significat“ deckt die Verstehensbedingungen des sakramentalen Handelns auf. „In, mit und unter“ unserer Deutung ereignet sich das, was dieser Deutung kategorial vorausliegt: „Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, so bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Die Deutung des eigenen Hörens und Fühlens als Christusbegegnung, die Selbstvergegenwärtigung Christi in seinem Wort und Mahl, das sakramentale Ereignis

nis geschieht abduktiv, im Modus des Wagnisses. Damit ist das reformierte Abendmahlsverständnis nicht nur für die Moderne geeignet, sondern auch für die Postmoderne und für die – des bloßen Zeichenspiels müde gewordene – Zeit nach der Postmoderne.

Hatte ich eben bereits reformierte und lutherische Verstehensweisen verbunden, will ich im Folgenden die gemeinsamen Herausforderungen umschreiben. Für alle Evangelischen geht es darum, die Christuserfahrung deutlich werden zu lassen, die Sakramentalität nicht nur des Mahlteils, sondern der gesamten Liturgie.

Jetzt aber die zweite Frage für Murrelgespräche: Welche liturgiedidaktischen Prinzipien sind angezeigt, damit die Schönheit und die Tiefe des Abendmahls in, von und mit der Gemeinde erlebt werden kann?

4. Hören, Fühlen und Verstehen: Liturgie nach der Postmoderne

Hatte ich bis eben eher deskriptiv zu sprechen gesucht, freilich immer mit normativen Untertönen, so schlägt mein Redegestus im Folgenden ganz zu dem hin um, was nach meiner Einsicht jetzt und zukünftig sein sollte. Dabei beschäftige ich mich nicht mit agendarischen Formen und auch nicht mit den alternativen Gottesdiensten des so genannten „2. Programms“ (Arnold 2012), sondern mit grundsätzlichen liturgiehermeneutischen Herausforderungen. Jetzt argumentiere ich nicht mehr reformiert oder lutherisch; ich nehme vielmehr die gesamt-evangelische Perspektive ein. Aber ich beziehe mich besonders auf die in der Evangelischen Kirche in der Schweiz anhebende Neuentdeckung von Sakrament und Sakramentalität und auf die liturgische Theologie von Gerardus van der Leeuw. Um die Diskussion anzustoßen, formuliere ich auch in diesem Abschnitt Thesen.

4.1 *Die Liturgie sollte ihr Augenmerk künftig auf die intensiviertere Wahrnehmung legen, also auf das, was die Zeichentheorie die „Erstheit“ nennt: Klang, Bild, Empfindung, diese bloßen Zeichengestalten haben ihren Wert für sich.*

Die alten ästhetischen Klugheitsregeln sollten wieder entdeckt werden: „Weniger ist mehr“ und „Zeichnen heißt wegnehmen“. Weniger Klänge, weniger Symbole und erst recht weniger Worte haben oft mehr Wirkung. „Um das Empfinden des Lebens wiederherzustellen und die Dinge zu fühlen, um den Stein steinern zu machen, existiert das, was man Kunst nennt“, schrieb der russische Formalist Viktor Šklovskij (1893-1984; Meyer-Blanck 2019, 316). Wer dem Zeichen traut, greift nicht zu dem, was ich als „Signifikantenterror“ bezeichne.

Eben dies ist übrigens eine ständige Fehlleistung des gegenwärtigen Theaters. Je mehr man beschallt und bepredigt wird, je mehr man mit Lärm und Lichtreizen bearbeitet wird, desto größer ist angeblich die Wirkung. Bei mir freilich ist das Gegenteil der Fall. Zeichenkaskaden wecken meinen Unmut und zugleich den Zweifel daran, ob der die Zeichen Setzende diesen wirklich etwas zutraut.

Die Liturgie also setze Zeichen – sie schleudere und verschleudere sie nicht. Schon der Schrecken vor dem, was wir da mimetisch tun, sollte uns etwas Dezenz lehren.

4.2 *Die evangelische Liturgie sollte aber auch nicht überkompensatorisch die Reflexivität zu vermeiden suchen. Sie sollte also auch das nutzen, was man zeichentheoretisch die „Zweitheit“ und „Dritttheit“ des Zeichens nennt. Die protestantische Reflexivität ist ein kostbares Merkmal evangelischer Liturgie – und kein Krankheitssymptom.*

Die Fragen nach dem Was, Wozu, Warum, Woher und auch nach dem Pro und Contra lassen sich nicht abstellen. Auch ist die Symbolkritik nicht destruktiv, sondern der konstruktive Impuls zum eigenen Verstehen. Die gesetzten Zeichen müssen weder quantitativ übersteigert noch qualitativ überhöht werden (etwa durch sakramentale Aufladung). Dem Symbol etwas zutrauen, das impliziert auch, der Interpretation und den Interpretierenden etwas zutrauen. Zeichen sind nicht als solche heilig – sie werden vielmehr geheiligt durch die Mimesis, durch Verstehen und Aneignen, biblisch formuliert: „alles [...] wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet“ (1 Tim 4,4f.).

4.3 *Aus den „Liturgischen Bewegungen“ des 20. Jahrhunderts ist zu lernen, dass die gottesdienstlichen Formen weder geringzuschätzen noch als Garanten liturgischer Intensität anzusehen sind. Nicht die Form schafft Intensität, sondern die repetitionsvergessene Wiederholung der Form.*

Formen sind zeitbedingt und wandelbar, so das evangelische und liberale Credo – und dies ist richtig. Formen unterliegen nicht der subjektiven Beliebigkeit, sondern erschließen sich erst in der Wiederholung – so das Credo Wilhelm Stählin, Gerardus van der Leeuw und anderer Vertreter der Liturgischen Bewegungen – und auch dieses Credo ist richtig.

Die rituelle Form lebt von der Wiederholung. Dazu braucht es zunächst ein gebremstes Bewusstsein bei Innovationen. Nicht das Neue berührt, aber auch nicht das Althehrwürdige. Uns ergreift vielmehr das von intensivem Erleben Gefüllte.

Der spezifische symbolische Modus ist darum nicht die *Wiederholung*, sondern das Wieder-Holen des inhaltlichen Impulses bei gleichzeitigem Vergessen des Wiederholens (Meyer-Blanck 2017). Jetzt ist der Moment, da das Brot gebrochen wird uns zugute. Jetzt spricht der Mann aus Nazareth die Worte: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Das ist der Kern der Mimesis, welche die Zeit aufhebt und die Realität verändert. Die liturgische und poetische Sprache ist nicht Information, sondern neuer Anfang von Verstehen und Glauben.

Wenn die Pfarrerin zu den alten Worten greift „Der Herr segne dich und er behüte dich“, dann ereignen sich Sakramentalität und Realpräsenz, indem das Wiederholen im Prozess des Wiederholens vergessen wird. Rituelles Handeln ist das Erleben von Sinn aufgrund der repetitionsvergessenen Wiederholung: Jetzt werden diese Worte gesagt, jetzt zum ersten und einzigen Mal – und ein voriges und ein späteres Mal wird es nicht geben, weil jetzt die Zeit erfüllt ist. Es ist wie mit einer Liebeserklärung. Sie lässt sich nicht wiederholen, sondern nur „wieder holen“. Denn jede Intensivierung des Daseins ist kontingent, risikobelastet, kostbar und einmalig.

Gelebte Intensität gibt es nur in diesem Moment. Später einmal mag es Ähnliches geben, aber damit ist dieses auch doch etwas anderes. Jetzt ist jetzt. Das ist der rituelle Moment, die Mimesis als Aufhebung der Zeit. Diesen Moment herbeizuführen, das ist die Funktion der liturgischen Form. Alles andere ergibt sich daraus.

4.4 *Die Liturgie in allen ihren Formen ist vor allem Gebet, das Innewerden des menschlichen Seins coram Deo und die Realisierung der Überzeugung, dass das Ganze und Umgreifende nicht nur real ist, sondern dass dieses vernehmbar, ansprechbar und dem Menschen zugewandt ist (Jer 29,13f.).*

Nicht alles im Gottesdienst ist Gebet im engeren Sinne des Sprechakts, aber alles im Gottesdienst erfolgt in der Haltung des Seins vor Gott und des Hoffens auf sein Erbarmen, auf das Empfinden der Nähe und Ansprechbarkeit Gottes.

„Gebet“ und „Sakrament“ sind unterschiedliche, aber eng zusammenhängende Kategorien. Betont das Gebet die Aktivität des Menschen, so das Sakrament das Geheimnis, dass das Wesentliche und das Wertvollste, das Schönste und Tiefste des Lebens dem Menschen entzogen bleibt, dass dieses aber gleichwohl wahr und real ist. Das Leben insgesamt ist Geheimnis, Mysterium, Sakrament, Gottesbegegnung – und die Liturgie ist die Form dieses Geheimnisses. Gebet und Sakrament sind nicht notwendig zum Überleben, aber sie verleihen dem Dasein jenen Glanz, der dem Menschen wohltut und der ihn über sich selbst hinaus führt. Mehr kann man nicht, weniger sollte man nicht erwarten von der Liturgie.

Literatur

- JOCHEN ARNOLD (HG.), *Andere Gottesdienste. Erkundungen und Reflexionen zu alternativen Liturgien.* Im Auftrag der Liturgischen Konferenz herausgegeben von Jochen Arnold, Gütersloh 2012.
- ERNST CASSIRER, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*, Hamburg ²2007 [engl. 1944].
- MARKUS GABRIEL, *Der Sinn des Denkens*, Berlin 2018.
- VOLKER GERHARDT, *Glauben und Wissen. Ein notwendiger Zusammenhang*, Stuttgart 2016.
- YUVAL NOAH HARARI, *Homo Deus. Eine Geschichte von morgen*, München ⁹2017 [2017].
- IMMANUEL KANT, *Werke*, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. VI, Frankfurt / M. 1973.
- RALPH KUNZ, *Gottesdienst evangelisch reformiert. Liturgik und Liturgie in der Kirche Zwinglis*, Zürich 2001.
- RALPH KUNZ, *Reformierte Liturgie im 20. Jahrhundert*, in: Jürgen Bärsch / Benedikt Kranemann (Hg.), *Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens Bd. 2*, Münster 2018, 399-439.
- RALPH KUNZ / FÉLIX MOSER (Hg.), *Liturgie und Ökumene. Jean-Jacques von Allmen und die liturgische Bewegung der Westschweiz*, Zürich 2019.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, *Liturgie und Liturgik. Der evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt*, Göttingen ²2009.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, *Stundengebet und Ritualität*, in: *Liturgie und Kultur* 8 (2017), Heft 1, 27-32.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, *Das Gebet*, Tübingen 2019.
- PAUL RICOEUR, *Zeit und Erzählung Bd. 1*, München 1988, 87-135 („Die dreifache mimesis“).
- HOLM TETENS, *Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie*, Stuttgart ⁶2015.
- MARTIN VETTER, *Zeichen deuten auf Gott. Der zeichentheoretische Beitrag von Charles S. Peirce zur Theologie der Sakramente*, Marburg 1999.

Korr. Fassung vom 16.5.2019

meyer-blanck@unni-bonn.de